



Installationsansicht „Amt 45 i“ im Tower MMK.

CAMERON ROWLAND, 2023

Weißer Schulden

Cameron Rowland führt in der Ausstellung „Amt 45 i“ die Bezüge des Museums für Moderne Kunst zu der menschenverachtenden Sklaverei im Kolonialismus vor Augen. Von Lisa Berins

Wenn das Museum für Moderne Kunst (MMK) Pech hätte, dann wäre es spätestens in hundert Jahren sowas von bankrott – wahrscheinlich aber schon viel eher. Im Jahr 2046 hätten seine Schulden die Millionenmarke überschritten, im Jahr 2122 belief sich der Schuldenberg auf unglaubliche 311 Milliarden Euro. Profitieren würde die Bankrott INC., eine Firma von Cameron Rowland. Einem nichtbinären Künstler, der sich selbst als them beschreibt; they also dem MMK anlässlich der Ausstellung „Amt 45 i“ im Tower des MMK diesen Vertrag angedreht hat. Darin wird eine Darlehenssumme von 20.000 Euro mit einem Zinssatz von 18 Prozent vereinbart. Vertragspartner ist das Amt 45 i – das ist die behördliche Kennung des Museums, was bedeutet: Schuldner ist die Stadt Frankfurt. Es ist ein regelrechter Knebelvertrag: Die Zinsen fallen auf unbegrenzte Zeit an, und nur Rowland selbst kann bestimmen, wann die Zahlungen geleistet werden.

Die Unterschriften auf dem Vertrag sind echt, Susanne Pfeffer, Direktorin des MMK, hat den irren Pakt am 6. Dezember 2022 mit schwarzem Stift und Schwung unterschrieben. Spoiler: Das ist natürlich alles rein hypothetisch. Ein Kunstwerk. Rowland dreht den Spieß um. They will damit auf einen größeren Zusammenhang verweisen, den man üblicherweise nicht in seinem ganzen, frapierenden Ausmaß präsent hat. Es geht um die Praktiken des transatlantischen Sklavenhandels, um daraus resultierende Reparationszahlungen, die Staaten wie Haiti seit der Abschaffung der Sklaverei leisten müssen – wovon große Banken auch heute noch profitieren. Es geht auch um die Einordnung des Museums für Moderne Kunst in

diesen menschenverachtenden Kolonialkontext. Denn es ist so: Auch eine Institution wie das MMK hat letzten Endes von der Sklaverei profitiert. Und zwar in nicht geringem, sondern womöglich sogar in existenziellem Ausmaß.

Eine Foltermethode hieß „Seasoning“ – „Würzen“

Cameron Rowland, geboren 1988 in Philadelphia, hat im Vorlauf der Ausstellung eine tiefgreifende Recherche zur Verstrickung deutscher Familien in den kolonialen Sklavenhandel seit dem 16. Jahrhundert angestellt. Die „rassifizierte Sklaverei“, wie sie genannt wird, weil ihr zugrunde die Sichtweise von der Minderwertigkeit Schwarzer und Indigener lag, war nicht nur eine Sache anderer europäischer Länder, nein: Deutsche „waren an wichtigen Schaltstellen in das Atlantische System involviert“, wie Rowland in them Essay beschreibt, der selbst Kunstwerk ist und als Pamphlet am Eingang der Ausstellung ausliegt. Die kleine Broschüre ist ein wichtiger Bestandteil der Schau.

Wenn man den Tower betritt, ist man erst mal baff, was man alles nicht sieht. Rowlands konzeptionelle Kunst, die auch mit den Mitteln der Institutionskritik arbeitet, wirkt in den klinisch weißen Räumen extrem minimalis-

tisch – und ist zum Teil ganz und gar unsichtbar. Welche Bedeutung die wenigen, subtil arrangierten Objekte im Kolonialkontext haben, wird erst durch die Beschreibung im „Pamphlet“ klar – wichtig also, es beim Rundgang mitzunehmen.

Ein Seil, das wie eine Absperrung zwischen zwei Wänden gespannt ist: Es wurde früher eingesetzt, um die Pferde und damit die weißen Reiter der Patrouillen zum Sturz zu bringen. Ein großer, rostiger Eisenkessel: Er wurde in Louisiana auf einer Plantage genutzt, um Zuckerrohr zu mahlen und Saft daraus zu kochen. Versklavte Schwarze Menschen arbeiteten unter systematischer Folter bis zu 18 Stunden täglich daran. Ein Häufchen Salz- und Pfeffergemisch, das man leicht übersehen kann, trägt den zynischen Namen der Foltermethode „Seasoning“ – „Würzen“: Dabei wurden Salz und Pfeffer in offene Wunden gestreut. Zwei Eimer, die in der Ecke stehen, und die nicht von Handwerkern vergessen wurden, sondern laut Aufschrift „Oxalic Acid“ enthalten: Eine Substanz, die in Putzmitteln verwendet wird, und die Sklavinnen und Sklaven auch dazu nutzten, um ihre „Master“ – ihre weißen Herrinnen und Herren – zu vergiften.

Ein Webstuhl steht stellvertretend für das perfide System der deutschen Ausbeutung: An einem solchen Gerät produzierten arme

Unternehmenschronik der Commerzbank aus dem Historischen Museum verweist zwar auf das Gründungsdatum im Jahr 1870. Wer die zwölf Kaufleute waren, die das Unternehmen gründeten, wird verschwiegen. Rowland führt sie im Begleitheft auf. Sie alle waren in das Sklavereigeschäft involviert: durch Kaffeeplantagen in Brasilien, Tabak- und Kolonialwarenhandel. In diesem Kontext wird auch das Haus zur Goldenen Waage, das 2018 im Zuge der Altstadt-Rekonstruktion neu gebaut wurde, als ein Monument des Kolonialismus gedeutet – eine Postkarte mit entsprechendem Motiv können Besucherinnen und Besucher in der Ausstellung kaufen.

Geöffnete Notausgänge sind hier Kunst

Die Erkenntnis, dass auch das MMK auf Basis von Leid und Ausbeutung versklavter Schwarzer und Indigener existiert – sie ist nur das logische Ende einer Kette weißer Schuld. Als städtische Einrichtung profitiert das Museum vom Reichtum der Stadt, damit von den Banken, und damit von deren kolonialer Geschichte. Der Tower, die Ausstellungsfläche im Taunusturm, demonstriert dies als „Public Private Partnership“ – Aktiengesellschaft der Welt investierte: die 1602 gegründete Niederländische Ostindien-Kompanie. „Der Aktienmarkt, wie wir ihn heute kennen, geht auf diese Einrichtung zurück“, schreibt Rowland.

Frankfurt profitierte enorm vom Börsengeschäft; seit mehr als 400 Jahren ist es das Finanzzentrum Deutschlands. Viele der hier ansässigen Banken haben eine Vergangenheit, die in die dunklen Episoden der Kolonialisierung, Ausbeutung und Entmenschlichung zurückreicht. Eine Replik

Tower MMK, Frankfurt.
Bis 15. Oktober: www.mmk.art

Doktor Pauli

Dieter Schaad ist tot

Der Schauspieler Dieter Schaad ist gestorben. Sein Tod am vergangenen Samstag sei „plötzlich und unerwartet“ gewesen, hieß es. Schaad wurde 96 Jahre alt und starb in seiner Geburtsstadt Wiesbaden, wie am Donnerstag bekannt wurde.



Dieter Schaad, 1926 in Wiesbaden geboren, ist in mehr als 120 Filmen zu sehen. DPA

Schaad spielte etwa den Dr. Manfred Pauli in der „Lindenstraße“ und war im Tatort zu sehen – jüngst in „Lenas Tante“. Zuletzt war er im Dezember am Kölner Tatort „Des anderen Last“ beteiligt, der noch ausgestrahlt wird. Schaad spielte in mehr als 120 Filmen, Bühnengagements hatte er etwa in Worms, Köln, Darmstadt und Wiesbaden. dpa

Während der Mensch also ohne Unterlass darauf besteht, ganz anders zu sein als alle andere und alle anderen, verpasst er allem und jedem, den er trifft, eine menschliche Eigenschaft. Vom fleißigen Bienchen an der heimischen Geranie bis zum kriegerischen Mars weit draußen im Sonnensystem. Nachher kommt er ins Bild und kann kein Wasserchen trüben. Gustav Holsts „Die Planeten“ sind ein prächtiges Stück Musik, aber sobald man über das Weltall nachzudenken beginnt, ist es auch etwas übersichtlich, von dort die Überbringer von Krieg und Frieden, Fröhlichkeit und Alter zu erwarten.

Nun interessierte sich Holst allerdings auch eher für Astrologie und Mystik, während der Stargast beim „Spotlight“-Gesprächskonzert des hr-Sinfonieorchesters der Astronaut Matthias Maurer war. Maurer war 2021/22 auf der Raumstation ISS. Wie vermutlich alle, die die Kugel unter uns von außen gesehen haben, hat er einen zärtlichen, von Vorurteilen durch eigene Anschauung befreiten Blick auf die Erde. Man hängt an seinen Lippen, auch wenn er

Von Menschen und Instrumenten

Horizontenerweiterung in der Alten Oper: Der Astronaut Matthias Maurer und Hugh Wolff beim „Spotlight“-Konzert. Von Judith von Sternburg

im randvollen Saal der Alten Oper Frankfurt das Übliche sagt: Von außen begreife man, dass die Erde ein Raumschiff sei, eine Ganzheit und das einzige, das uns zur Verfügung stehe. Den Klimawandel sehe man vom All aus, wenn man etwas Vorwissen habe: den dunkelgrünen Regenwald und die hellgrünere Ackerflächen erkennen, dazwischen Rauchsäulen, wo der Wald abgebrannt wird.

Die Bomben auf Mariupol

Wunderschön seien bei Nacht die beleuchteten Städte. Südkorea sehe aus wie eine Insel, weil Nordkorea ein schwarzes Loch sei. Seit dem 24. Februar sei auch die Ukraine schwarz. Das Bombardement war Mariupols sei zu sehen gewesen. Auf der ISS auch Russen, alle da oben, so Maurer, seien

entsetzt gewesen, alle gegen den Krieg.

Seine Hässlichkeit, die des Krieges, lässt Holst nicht hören, im ersten, Mars gewidmetem Stück der Orchestersuite. Es ist ein spannendes Säbelrasseln, begeistert wie ein Filmvorspann. Dirigent Hugh Wolff wurde von dem Moderator Dirk Wagner (für Connaissseure: Weltraumwagner, wie sein Podcast) auch gleich gefragt, ob das nicht „Krieg der Sterne“-Musik sei. In der Tat, aber 20 Jahre vor John Williams' Geburt entstanden, so Wolff. Also geklaut, so der Moderator, der sich im All offensichtlich besser zurechtfindet als in den Gefilden der von Diebstählen extrem betroffenen Musik. Selbstverständlich geklaut, sagte Wolff.

Die „Spotlights“ haben unter Andrés Orozco-Estrada begon-

nen, es war hinreißend, wenn er in Details ging, auch zusammen mit dem Orchester. Diesmal der ins Extraterrestrische erweiterte Blick. Immerhin war Gelegenheit, Raritäten hochzuhalten, ein Euphonium, eine Bassoboe. Alles sei dabei, sagte Wolff, wirklich alles.

Das Orchester, dieses personalintensive Wunderwerk spiegelte sich, wenn man so wollte, in den Bildern von der ISS und ihrem Instrumentarium, darin allein der Astronaut, Loopings fliegend. Es gibt keinen Grund zu Optimismus, aber es gibt Augenblicke, in denen der Mensch einem imponieren kann. Musik und Weltraumforschung eignen sich sehr dafür.

Beim hr-Sinfoniekonzert am heutigen Freitag gibt es „Die Planeten“ gleich noch einmal. Das nächste „Spotlight“ ist schon am 16. März. www.alteoper.de



So kann man sich Lapvona im Sommer vorstellen.

DAVID CALVERT/ART

Für sie sieht alles gleich aus

Otessa Moshfegh dreht mit „Lapvona“ ihr Schreiben der Grausamkeit noch höher

Von Sylvia Staude

Welt – und legt noch eine Schippe drauf an Blut, Kot und Sperma (wie „kaltes Gift“ ergießt es sich), Gewalt und Grausamkeit, schließlich Kannibalismus, im Detail. „Er hob Klims Hand am kleinen Finger hoch und warf sie drinnen aus Feuer. Jude hörte, wie die Haut brutzelte.“

Ein Jahr vergeht in „Lapvona“, ein Jahr, in dem („Frühling“) Marek den mit ihm befreundeten Fürstenson Jacob umbringt, sein

beginnen sich gegenseitig aufzufressen.

Im Abschnitt „Herbst“ regnet es, die Leute reparieren geduldig ihre Häuser und schweigen, wie sie schon vorher geschwiegen haben. „Als ob das Ganze nie passiert wäre“, sagten sie und verloren kein Wort über die Menschen, die sie gegessen hatten, auch wenn das Fehlen bestimmter Familien sonntags bei der Messe deutlich ins Auge fiel.“

Schon vor „Lapvona“ war es Otessa Moshfeghs Alleinstellungsmerkmal, der Leserin, dem Leser nichts zu ersparen. Kein Blatt vor den Mund zu nehmen, keine Drastik zu mindern. Dezenz war nichts für sie. Dabei ließ sie oft in der Schwebe, was davon sich nur im Kopf ihrer Figuren abspielen könnte. „Lapvona“ aber ist geradlinig erzählt, tatsächlich wie ein grausames Märchen. Die blinde Ina setzt sich neue Augen ein und sieht dann prima durch die Augen eines Pferdes. Villiam lässt seine Frau Dibra umbringen

wie Blaubart. Der Bauernjunge Marek wird zuletzt Fürst. Mareks Mutter Agata wurde die Zunge herausgeschneitten. „Manchmal wurde sie rot, aber Marek konnte nicht feststellen, ob es Zornes- oder Schamesröte war, Hunger oder Liebe oder gar nichts. Für ihn sah alles gleich aus.“

Keine Schönheit, keine Moral, keine Liebe

Das ist im Kern auch das Problem des Romans: Für die Leserin sieht alles gleich aus. Die Figuren sind wie aus Papier geschnitten. Nie stellen sie sich Fragen. Sie werden von Gefühlen übermannt, manchmal, aber dann ist ihnen schon gleich wieder alles egal. Jude findet, sein Sohn gehört an den Galgen, auf sein Grab würde er spucken. Marek findet, sein Vater ist eine Memme und schlägt Villiam vor, ihn zum Stallknecht zu machen. In Lapvonas Welt gibt es keine Schönheit, kein Mitfühlen, keine Moral, kein Zaudern und Nachdenken, keine Liebe.

Zwar liest sich das Buch geschwind, auch nachdrücklich, denn an Sprachmacht fehlt es Otessa Moshfegh nicht. Doch man liest es auch mit einer gewissen Hast, weil man auf diesen Sätzen, in diesen gnadenlosen Szenen um keinen Preis verweilen will. Und zuletzt muss man sich fragen, für was die Autorin hier ihr Können aufbietet, so komplett stellt sie es in den Dienst des Grotesken, brutal Krassen. Die Menschen (Menschen?) von Lapvona sind in ihrer Eindimensionalität so uninteressant, wie ihr Fürst Villiam jede und jeden findet, der keinen Witz erzählen, kein Tänzchen aufführen, nicht mit den Augen rollen kann. Na ja.



Otessa Moshfegh: Lapvona. Roman. A. d. Englischen von Anke Caroline Burger. Hanser Berlin 2023. 336 S., 26 Euro.